

Zur Eigenlogik der Metropolregion FrankfurtRheinMain

Ein Entwurf: FrankfurtRheinMain. Den Namen gibt es, gibt es die Sache? Es schreibt sich – aus Frankfurter Sicht – zusammen. Doch wie *ist* man zusammen?

Der Name bereits signalisiert die Rangfolge: dem Stadtnamen folgen zwei Flussnamen. Sie folgen, gehorchen dem Gesetz des Größeren. Hierarchien sind Machtgefüge und kulturelle Bedeutungssysteme. Ein Zweistromland mit Gegenströmen: Frankfurt und Nicht-Frankfurt. Kann ein Label wie Metropolregion – Region folgt Metropole – Konsens schaffen? Im Moment scheint es lediglich ein intentionales Bedeutungssystem, Perspektive, Flagge für Planungs- und Politikprofis.

Interessant aus meiner Sicht sind Prozess und Symbol. Etwas ist zu entwickeln, und braucht Symbole, kognitive Konsonanz, um Bedeutungssystem zu werden. Eine Metropolregion neu zu denken ist ein kultureller Akt. Das ignorieren manche. Kultur ist kein Container, Kultur ist stets Prozess. Regionen – so meine These – *sind* nicht, Regionen *werden*, Region ist Prozess. Aber manch kleiner Container steht in der Gegend herum.

Namen als Vergewisserungsinstanzen sind für Eigen- wie für Fremdlogik essentiell; sie plakatieren den Sinn einer Sache und: sie bergen *das ganze* Argument. FrankfurtRheinMain als Name enthält jedoch nicht nur eine Eigenlogik; die zwei markantesten kann man die Frankfurt-Logik und die RheinMain-Logik nennen, wobei es Merkmal der letzteren ist, dass sie – höchst uneinheitlich in sich selbst und heftig konkurrierend untereinander – sich auf ein Gebiet bezieht, dessen Mindestvereinbarung es ist, *nicht* Frankfurt zu sein. Sich zu erklären über etwas, was man nicht ist, die negative Definition, gehört zu den Basics der Identitätsbildung. Wenn die Bestimmung des Eigen sinns jedoch nur darauf gründet und nicht weiß, was man selbst ist – ja, was konstituiert dann positiv die Eigenlogik? Oder bleibt es bei einer das Ganze glasierenden Fremdlogik?

Wenn wir FrankfurtRheinMain als ein relationales Muster betrachten, dann hat dieses Beziehungsgeflecht einiges an Spannungen auszuhalten, wofür die Landkarten keinen Namen haben, doch der territoriale Flickenteppich FrankfurtRheinMain ist ein Atlas der Eigensinnigkeiten.

Bevor es um das geht, was ich nicht funktionales, sondern emotionales Bindegewebe dieser Region nenne, werfen wir einen Blick auf die Geschichte, speziell auf die langen Nachwirkungen von Geschichte. Der aus Frankreich auch bei uns eingeführte Begriff *longue durée*, die „lange Dauer“, bezieht sich auf politische und wirtschaftliche Strukturen, die sich nur sehr langsam bis gar nicht ändern, aber auch auf kulturelle, wie etwa Mentalitäten oder das kollektive Gedächtnis. Historisches Wissen hat seine *longue durée* auch dann, wenn es, faktisch widerlegt, als Sentiment oder Ressentiment überlebt. Und dazu gehört die eherne Vorstellung von Frankfurts Macht und der Botmäßigkeit des Umlands – das gefühlte Rhein–Main–Gebiet.

Wenn die Eigenlogik einer Region auf der Idee einer territorialen Gemeinschaftlichkeit fußt, dann enthält solch ein Community–Konzept zentrale Kriterien wie Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit; prägnanter: von *belonging* (als Bewusstsein von Zugehörigkeit) und *togetherness* (als tatsächliches physisches Zusammensein in einem Raum); hinzu kommt *likeness* (als Ähnlichkeit der Lebensstile und Überzeugungen)¹. Administrative Zugehörigkeit und Zugehörigkeitsgefühl sind nicht dasselbe.

Frankfurt war bis 1866 ein eigener Staat. Umrundet von Großherzogtum Hessen („Hessen–Darmstadt“), Kurfürstentum Hessen („Hessen–Kassel“), Herzogtum Nassau („Hessen–Nassau“) und Landgrafschaft Homburg. Wir zählen fünf staatliche Einheiten. Bis 1866. Da annektiert Preussen die Freie Stadt Frankfurt, das Kurfürstentum Hessen mit Hauptstadt Kassel, das Herzogtum Nassau mit Wiesbaden. Danach wird Kassel von Berlin aus regiert, Frankfurt und Wiesbaden werden je von Kassel aus regiert, sind nunmehr nur preussische Provinzstädte. Wenn wir heute von FrankfurtRheinMain reden, dann haben wir unterschiedliche historische Bewusstseins Spuren auf kleinstem Raum. Aus Frankfurter Sicht: Ab 1866 ist es preussisch – gegen das Gefühl der meisten – und nun umgeben von Preussen im Osten und Westen. Im Norden

¹ Anthony P. Cohen: Whalsay. Symbol, segment and boundaries in a Shetland island community. Manchester 1987; ders.: The symbolic construction of community. London 2000; ders.: Signifying identities. Anthropological perspectives on boundaries and contested values. London u.a. 2001

und Süden von Hessen–Darmstadt. In Reichweite die Aschaffener Gegend, die sich heute pfiffig als „Bayerisch Rhein–Main“ plakatiert.

Rhein–Main entsteht. Mit ihm der „Rhein–Main–Mensch“

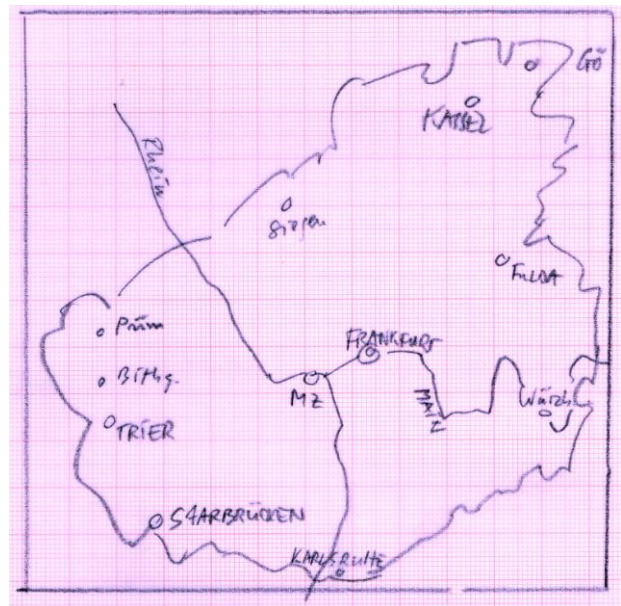
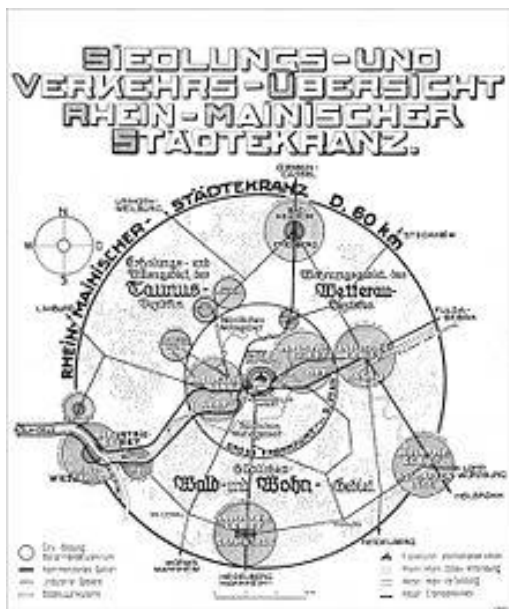
Ist 1866 historisch eine Reichsvorsortierung, so debattiert man 60 Jahre später eine Neuordnung der Republik, besonders lebhaft im Rhein–Main–Gebiet, wo Frankfurt seine Einwohnerzahl inzwischen mehr als verfünffacht hat.

Eine Vorstellung von einem Rhein–Main–Gebiet gibt es – von heute aus gesehen – seit gut hundert Jahren. Frankfurts Handelskammer war ab der Gründerzeit auch zuständig für einen "Rhein–Mainischen Industriebezirk". Ein "Rhein–Mainischer Verband für Volksbildung" brachte 185 Orte, aus denen Arbeiter nach Frankfurt pendelten – das war das Kriterium – auf den wörtlichen Nenner: „Rhein–Main“. Ab 1907 gab es bei Darmstadt den ersten deutschen Flughafen namens "Rhein–Main–Flughafen" – also keineswegs dort, wo dreissig Jahre später der „Rhein–Main–Flughafen“ entstand, der im regionalen Gedächtnis bis heute so heisst.

Beispiele, wie der Begriff Rhein–Main–Gebiet über territoriale Grenzen hinweg seit rund 100 Jahren an Boden gewinnt, sich als Bedeutungsfolie legt über – Stichwort *longue durée* – höchst vitale Kirchenprovinzen, Diözesen, Dekanate, Landkreise, Sparkassenbezirke. Zu strukturellen Bindungen kommen alte Symbole. Das Symbol Wasser etwa, das Frankfurt aus dem Vogelsberg und aus dem hessischen Ried bezieht; das Symbol Nordend, in dessen Geschichte sich Maurer aus der Wetterau einschrieben, was man in der Wetterau noch weiss, nicht in Frankfurt. In der Neugliederungsdebatte der 1920er Jahre dann sprengen Frankfurt und das Rhein–Main–Gebiet alle Grenzen. Kühn prophezeit etwa die „Frankfurter Zeitung“: „Rhein–Main. Ein zukünftiges Land“². Konzeptionelle Optik Frankfurts ist ein „Rhein–Mainischer–Städtekränz“ mit Mainz, Idstein, Friedberg, Hanau, Aschaffenburg, Darmstadt – Frankfurt als Zentrum. Ein von Geografen der Universität publizierter „Rhein–Mainischer Atlas“ favorisiert eine Region innerhalb einer viel umfanglicheren Kontur: Bitburg – Hofgeismar – Eschwege – Lohr – Wimpfen – Saarbücken – Bitburg. In der Mitte: Frankfurt. Ein Entwurf für ein ökonomisch potentes Territorium und auch – so wörtlich – als „ein Bollwerk gegen die Ue-

² Frankfurter Zeitung vom 1. Juli 1928

bergriffe von Westen"³ gedacht, gegen die damalige französische Saargebiets-Besetzung.



Frankfurt konkurrierte seit 1870 jahrzehntelang mit Berlin um den Ruf der "modernsten Stadt". In Zugzwang gebracht durch das "Gross-Berlin-Gesetz" von 1920, wodurch sich Berlins Fläche mehr als verzehnfachte und die Einwohnerzahl verdoppelte, begann in Frankfurt eine nahezu hektische Ideenproduktion in Richtung auf ein Gross-Frankfurt. Der "Rhein-Mainische Städtekrantz" (Entwurf 1929, I.) wuchs sich in immer neuen Planspielen sogar regional aus zu einem neuen "Reichsland Rhein-Main" (Skizze r.).

Das Argument des Geografen Otto Maull für diesen Neuzuschnitt geht etwa so, dass die bestehenden Grenzen im Grunde eine eigentlich „glückliche Geographie“ zerschneiden, womit ein „natürlicher“ und auch „einheitlicher Lebensraum“ zerstört wird. Ja, es existiere bereits eine Bevölkerung, die als Träger kultureller Organisation des Raums diese rhein-mainische Einheit unterstützt. Dem ordnungspolitischen Argument wird so eine anthropologische Perspektive unterlegt und vehement ein einheitlicher Typus des rhein-mainischen Menschen reklamiert⁴: Für Maull existiert dieser Rhein-Main-Mensch als ein "in seinem gesamten geistigen Habitus ... in seinen Grundzügen geschlossener Typ", allerdings "in seinen körperlichen Zügen ... den örtlich stark wechselnden und räumlich sehr gemengten Mischcharakter eines

³ Otto Maull: Der Rhein-Mainische Lebensraum. In: Walter Behrmann und Otto Maull (Hg.): Rhein-Mainischer Atlas für Wirtschaft, Verwaltung und Unterricht. Frankfurt 1929, S. 1-41, hier S. 40

⁴ Maull 1929, 28

Durchgangslandes"⁵ zeugend. Letztlich sei der rhein-mainische Mensch ein „klar umrissener Wesenstyp“. Die persuasive Logik des Plädoyers ist klar: Der bereits ausgeprägte Rhein-Main-Mensch erfordert sein Land namens Rhein-Main, die Metropole kann nur Frankfurt sein.

Wenn nun die Gattung "Rhein-Main-Mensch" aus der Menschheitsgeschichte mitten in die Roaring Twenties springt, dann passt das in die Zeit: Revolutionäre Umbrüche in Europa, emotionale Verstärkung, die den Typus des blasierten⁶ „Urbaniten“⁷ hervorbringt, die Vorstellung vom Neuen Menschen auch als beplanbares Massenwesen – all dies wird verarbeitet. „Groß“ hat Konjunktur, zum Beispiel Pläne für Groß-Berlin, Groß-Hamburg, Groß-Frankfurt.

Man kann heute, achtzig Jahre später, eine noch differenziertere Varietät staatlicher Zuordnungen, regionaler Zuständigkeiten, gefühlter Loyalitäten und lokalen Eigensinns im Rhein-Main-Gebiet konstatieren. Und man mag all dies für irrelevant halten. Und doch könnte der Gedanke aufblitzen, ob nicht eine planungshemmende Heterogenität sich paradoxerweise als produktiv für diese Region erwiesen hat. Denn Frankfurts großes Kapital – Zentralität – werten inzwischen ja viele aus zwischen Bingen und Alzenau, Gießen und Bensheim, und vertrauen der Kraft der produktiven Differenz.⁸

Die Rhein-Main-Diskussion der Weimarer Epoche hat historisch auch diesen Kontext: Frankfurt steht in Konkurrenz mit Berlin um den Ruf der „modernsten Großstadt“. Frankfurt ist eines der Innovationszentren der ersten deutschen Republik. Frankfurt ist Experimentierfeld für Kulturpolitik, Planung und Entwicklung. Allein der Stadtbaurat Ernst May, der nach nur fünf Jahren eine ganze nach ihm benannte Ära hinterlässt, markiert die Aufbruchstimmung

⁵ Maull 1929, 30

⁶ Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben [1903]. In: Simmel, Georg: Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Im Verein mit Margarete Susman herausgegeben von Michael Landmann. Stuttgart 1957, S. 227–242

⁷ Louis Wirth: Urbanism as a Way of Life [1938]. In: John Friedl und Noel J. Chrisman (Hg.): City Ways. A elective Reader in Urban Anthropology. New York 1975, S. 26–45

⁸ Richard Sennetts Sicht auf Stadt und urbane Gesellschaft gründet u.a. auf dem urbanen Ideal der Produktiven Differenz, s. Richard Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser. Frankfurt 1983 u.ö.; ders.: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds. Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser. Frankfurt 1991 u.ö.

hin zum "Neuen Frankfurt"⁹. Der Versuch, eine ökonomisch längst zusammenspielende Region per Atlas kartografisch zu verfassen und diese Projektion zu predigen ist offizielle Strategie Frankfurts, eine Planungseinheit Rhein–Main–Gebiet zu schaffen – mit Zugriffshoheit der Stadt. Denn sie stößt mit ihrer rigiden preussischen Arrondierungspolitik – stadtintern auch „Munizipalsozialismus“¹⁰ genannt – immer mehr an Grenzen: der Geographie und der Menschen. Kaum zur Freude der dortigen Bevölkerung verleiht man sich flächenreiche Industrieorte ein wie etwa Höchst¹¹. Damit aber und trotz späterer Zuwächse war Frankfurts Dilemma nicht aus der Welt:

Frankfurts Problem ist seine Kleinheit, es hat kaum Entwicklungsreserven. Der Mangel an Territorium wäre dann behoben, könnte die Stadt auf ihr Hinterland zugreifen, doch das Hinterland gehört ihr nicht. Frankfurt ist keine *shrinking city* wie Detroit oder Liverpool, sondern eine von jeher dramatisch begrenzte Stadt, die – administrativ zahnlos, doch symbolisch mit um so mehr Biss – wie die geborene Kapitale des Rhein–Main–Gebiets funktioniert.

Sein planerischer Ideenhimmel der Weimarer Zeit stürzt aus zwei Gründen ein. Einmal wegen der – bis auf Berlin – restriktiven Großstadtpolitik Preussens. Zum, anderen, weil danach die NS–Modernisierungsdiktatur der Handels–, Geld– und Industriestadt Frankfurt die Kappe einer „Stadt des Deutschen Handwerks“ überzieht. Unterschiedlichste Konzepte rivalisierender NS–Größen je für Frankfurt und den umgebenden Partei–Gau Hessen Nassau stoppten die Entwicklung hin zu einem integralen Konzept Frankfurt–Rhein–Main.

⁹ Nicht nur ausgewiesene Modernisierer waren von dieser Stimmung erfaßt, sondern auch als konservierend geltende Gruppen der Stadtbevölkerung wie etwa der Bund tätiger Altstadtfreunde. s. H[einrich] T[heodor] Wüst: Frankfurt im Jahre 2000. Wie wird es in 75 Jahren aussehen? In: Die neue Altstadt. Jahrbuch [auf] 1926 des Bundes tätiger Altstadtfreunde zu Frankfurt a. Main. Frankfurt 1925, S. 19–20

¹⁰ Wilfried Forstmann: Frankfurt am Main in Wilhelminischer Zeit. In: Frankfurter Historische Kommission (Hg.): Frankfurt am Main. Die Geschichte der Stadt in neun Beiträgen. Sigmaringen 1994, S.349–422, hier S. 385

¹¹ Dieter Rebentisch: Frankfurt am Main in der Weimarer Republik und im Dritten Reich 1918 bis 1945. In: In: Frankfurter Historische Kommission (Hg.): Frankfurt am Main. Die Geschichte der Stadt in neun Beiträgen. Sigmaringen 1994, S.423–519, hier S. 449

Das Umland schaut zu und wartet ab

Das den Metropolenkampagnen Frankfurts meist nur zuschauende Umland bekam mit der Gründung der Bundesrepublik eine eigene Rolle. Das Föderalismusprinzip mit weitgehend dezentraler Gestaltungsautonomie des Grundgesetzes reichte bis zu den Gemeinden. Bedächtige Stimmen haben schon früher die Wirkungen der Frankfurter Kampagnen auf das Umland bewertet. Alfons Paquet etwa, ein wahrhaftiger Kosmopolit, warnte schon 1929 in der modernisierungsbeseelten „Frankfurter Zeitung“ vor dem Frankfurter „Stadt-imperialismus“: Ein Projekt wie „Rhein-Main“ dürfe nicht auf der „Unterordnung“ des Umlands unter Frankfurt gründen. Der Städtekranz jedoch hatte vielen eben doch etwas stark nach „Frankfurter Kranz“ geschmeckt¹².

Die asymmetrische Reziprozität von Frankfurt und Umland ist in der heutigen Regionaldebatte der Planer so gut wie kein Thema. Die politische Rhetorik etikettiert Zwist, Veto und lokalen Starrsinn geflissentlich als kontrastive Harmonie, überstrahlt von der Zauberformel Zukunft. Eine Region ist aber nicht nur die Summe von Wirtschaftsindikatoren, sondern: Ein Raum, so der Pariser Ethnologe Marc Augé, ist eine Konfiguration von Geschichte, Relation und Identität¹³. Kulturelle Kriterien für Region sind ein regionales Gedächtnis, ferner die Bezogenheit von Menschen zu Orten, die Zugehörigkeit zu einem symbolischen Bedeutungsganzen, schließlich ein raumbezogenes Bewusstsein der Menschen von sich selbst. Region sehe ich als dialogische Handlungs- und Bedeutungslandschaft – *in progress*. Frankfurt und Rhein-Main ist für mich andauerendes Forschungsobjekt¹⁴.

¹² „Der Städtekranz schmeckte vielen aber eben doch etwas stark nach Frankfurter Kranz.“ Oliver M. Piecha: Der Traum von Groß-Frankfurt. Visionen zu Rhein-Main aus den Zwanziger Jahren. In *Forschung Frankfurt* 1/2005, S. 41–44, hier S. 42

¹³ Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Frankfurt 1994, S. 64 ff.; 93 ff.

¹⁴ Heinz Schilling (Hg.): Peripherie. Lokale Identitäten und räumliche Orientierung an der Grenze. Frankfurt 2000;

Ina-Maria Greverus, Johannes Moser, Heinz Schilling u.a.: Frankfurt am Main: An Anthropological City Guide. 1998;

Heinz Schilling und Beatrice Ploch (Hg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt 1995;

Heinz Schilling: Neue Dörflichkeit. Urbanisierung ohne Urbanität im Rhein-Main-Gebiet. Habilitationsschrift Universität Frankfurt 1992;

Heinz Schilling: Urbane Zeiten. Lebensstilentwürfe und Kulturwandel in der Stadtregion Frankfurt. 1990;

Das letzte Projekt hieß „Frankfurt von aussen“¹⁵. Und nach gut zweihundert ausführlichen Interviews an zwei Dutzend Orten rund um Frankfurt bleibt die Frage: Wie kann man sich einig werden?

Eine Land–Stadt–Perspektive

Mit Blick auf die Relation von Umland und Stadt, auf den Kern Frankfurt, umgeben von einer skeptischen Peripherie, bleiben Zentren wie Offenbach, Wiesbaden, Darmstadt, Hanau unbeachtet, weil die künftige Gestalt Rhein–Main im Umland ausschließlich über Frankfurt gedacht wird, es ist ein gedankliches „Geh über Los!“

Auf unserer Zeitreise heisst die nächste Haltestelle Hier und Jetzt, wir haben Anschluss nach Dreieich, Jügesheim, Friedberg und gut 20 weitere Orte der Region und erfahren von ganz normalen Bewohnern – Experten ausschließlich für sich selbst – etwas über die Region und Frankfurt:

Das, was man „persönlich mit Frankfurt verbindet“ wird angeführt von „Shopping“, „Banken“, „Flughafen“, „Kultur“ „Verkehr“ und „Arbeitsplatz“; „Flair“ und „Bahnhofsviertel“ rangieren am Ende. Den Assoziationen entspricht, wie Frankfurt tatsächlich genutzt wird, vor allem als Ort für gezieltes Einkaufen oder zum „Spaziergehen in Läden“; nach Frankfurt fährt man in Theater, Museum, Kino, Disco; zum Flughafen als Abflieger oder Abholer. Alles nicht sehr prickelnd.

Interessanter sind Antworten auf die Frage, ob es – aus der Sicht von Umlandbewohnern – den „typischen Frankfurter“ gibt: „Es gibt ihn nicht“ und „Es gibt ihn nicht mehr“, sagt die Hälfte unserer Interviewpartner. 40 Prozent indes sagen „Ja“, es gibt ihn durchaus, den typischen Frankfurter, namentlich

Heinz Schilling: Region im Kopf. Das Rhein–Main–Gebiet als Heimat für FAZ–Leser. In: Dieter Harmening und Erich Wimmer (Hg.): Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner. Würzburg 1990, S. 597–617

Heinz Schilling: Kulturbedürfnisse und Kulturzufriedenheit in einem Dorf im Ballungsraum Rhein–Main. 1983;

Heinz Schilling: Kulturinitiativen – Initiativkultur. Reportagen aus dem Land um Frankfurt. 1983;

Ina–Maria Greverus und Heinz Schilling: Heimat Bergen–Enkheim. Lokale Identität am Rande der Großstadt. 1982

¹⁵ Heinz Schilling und Peter Klös (Hg.): Stadt ohne Eigenschaften. Frankfurt – Einsichten von außen. Frankfurt 2005

genannt werden Heinz Schenk (geboren in Mainz), Petra Roth (geboren in Bremen), Bodo Bach (aufgewachsen im Vogelsberg) oder „Tante Käthe“ (alias Rudi Völler, geboren in Hanau). Selbst Frankfurter sagen: „Der typische Frankfurter ist nicht von hier“, und dazu gehören: „Der Taxifahrer, der Ausländer ist“, „gesichtslose Büromenschen“; „der Businessmann“ und die „Banker – aber die wohnen gar nicht in Frankfurt“. Frankfurt sei bevölkert von „Börsenfritzen“, „Juppytypen“ und anderen „Nervensägen“. Der typische Frankfurter spricht Dialekt, hat ein Schlappmaul, wohnt in einem Stadtteil, ist ein „uriger Apfelweintrinker“, „liebt sogar die hässliche Zeil“, ist „ein bisschen arrogant“, „immer in Hektik“, ein „unheimlicher Eintrachtfan“ und „irgendwie bekloppt“ – was durchaus als Lob gemeint ist. Und sowieso: Der typische Frankfurter ist multikulturell, international und zieht ständig um.

Knapp zwei Drittel der Befragten sagen, Frankfurt in der Nähe zu haben sei für sie persönlich wichtig; für ein Drittel ist die Frankfurtnähe kaum bis nicht bedeutsam. Dem entspricht die reale Kontaktquote.

Signifikant ist die praktische wie auch symbolische Bedeutung Frankfurts für Menschen extra muros. Bedeutsam für unseren Zusammenhang sind die Reaktionen auf folgende Frage:

„Wie fänden Sie es, wenn auch Sie hier [wo Sie wohnen] zu einer Stadt gehören würden, die das gesamte Rhein–Main–Gebiet umfasst, ohne in einzelne Gemeinden aufgeteilt zu sein?“

Das fände ich schlecht: sagen 58 Prozent; das fände ich gut: sagen 12 Prozent; und zusammen 30 Prozent kreuzen das Kästchen „Ist mir egal/Dazu habe ich keine Meinung“ an.

Als Vorteile einer Frankfurt plus Rhein–Main umfassenden Stadt werden vor allem ein besseres Verkehrsnetz (gut ein Fünftel aller Nennungen), mehr Regionalgefühl, mehr Wirtschaftswachstum und erhöhte Wichtigkeit der Region (jeweils 10 Prozent der Nennungen) angeführt.

Spitzenreiter bei den Nachteilen sind (in Prozent): Verlust lokaler Eigenständigkeit (19), Verlust des örtlichen Charakters (19), schlechtere Verwaltung (10), mehr Lärm (10), Unübersichtlichkeit (8) und höhere Kosten für die Bürger (8) – *longue durée* des Unmuts über die hessische Gebiets- und Verwaltungsreform der 1970er Jahre. Frust bei den Reformverlierern, wohlgemerkt.

Eine weitere Frage war: „Und wie sollte diese Stadt dann heissen?“ 28 Prozent weigern sich, überhaupt zu antworten, schildern oft drastisch die Nachteile.

21 Prozent indes nennen „Frankfurt“ als Namen für die ganze Region, 15 Prozent „Rhein–Main“. 9 Prozent wollen den Namen des eigenen Wohnorts im künftigen Regionalnamen wiederfinden, etwa „Frankfurt–Eschborn“ oder „Rhein–Main–Gelnhausen“.

„Nun wohnen Sie schon recht nah an Frankfurt. Fühlen Sie sich manchmal fast schon wie ein Frankfurter?, fragten wir weiter: „Ja“ sagten 14, „Nein“ 66 und „Um Himmels willen“ 18 Prozent. Als was aber dann?

Eine ausdrückliche Nicht–Identifikation mit Frankfurt – „Ich und Frankfurter?“ – notieren wir bei 16, eine beharrende Identifikation mit dem eigenen Wohnort bei weiteren 16 Prozent: „Ich bin und bleibe Oberurseler“; „Ich fühle mich als Darmstädterin und sonst nichts“.

Wobei herauskommt, dass reichlich die Hälfte der Befragten Zugezogene sind; von einem deutschen Wohnort aus ins Rhein–Main–Gebiet gekommen, aus dem Ausland stattliche 15 Prozent. Ein gutes Drittel wohnt seit eh und je am Geburtsort. Im Bundesdurchschnitt sind – haben Statistiker gerade herausgefunden – über die Hälfte lokale Nesthocker.¹⁶

Und schließlich die Frage, wo – wenn überhaupt woanders – man lieber wohnen möchte. Auf Frankfurt entfallen 4 Prozent aller Äusserungen.

In Deutschland wurde, so Hans–Paul Bahrtdt, gegen die Großstadt bereits polemisiert, ehe es sie wirklich gab; man spricht von einer ausgeprägten Großstadtfeindschaft, gegen die ab der Gründerzeit des 19. Jahrhunderts eine Agrarromantik inszeniert wurde¹⁷.

Bei meinen eigenen Gemeindeuntersuchungen bin ich vielerorts – wie zur Bestätigung der *Longue–durée–These* – auf großstadtskeptische bis –feindliche Haltungen gestoßen. Je weiter von der Großstadt entfernt, umso krasser; je älter die Befragten und je niedriger der Schulabschluss, desto deutlicher die lokalistische Fixierung. Je näher aber im gelebten Kontakt mit Frankfurt, je

¹⁶ Quelle: Internetportal „meinstadt.de“. N= 10.500; zitiert nach Gustav Seibt: Heimat existiert. Trotz Globalisierungs– und Mobilitätswängen: 55 Prozent der Bürger leben noch an ihrem Geburtsort. In: Süddeutsche Zeitung vom 19. Juli 2008

¹⁷ Hans Paul Bahrtdt: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Reinbek 1961, S. 16; s.a. Klaus Bergmann: Agrarromantik und Großstadtfeindschaft. Meisenheim 1970

jünger die Befragten, je höher ihr Bildungsstand äusserten sich – deutlich mehr Frauen als Männer – positiv zu Frankfurt¹⁸.

Nach all den Zahlen nur noch ein Befund meiner jüngsten Untersuchung (von 2005); er sagt etwas über den emotionalen Bezug im Umland zu Frankfurt.

Frankfurt – Objekt von Liebe und Hass

Die Frage: „Gibt es etwas, was Sie an Frankfurt ausgesprochen hassen und etwas, was Sie besonders lieben?“ war ja sehr direkt.

Erster Blick auf die Reaktionen: Von allen Äusserungen, die wir wörtlich notieren, lassen sich dem semantischen Kontext „lieben“ eine gute Hälfte, dem Kontext „hassen“ die schwächere Hälfte zuordnen.

Zweiter Blick und allerdings: Von allen Statements klingt genau die Hälfte allgemein-großstadtspezifisch, wie „großes Angebot“, „modern“ „kurze Wege“, jedoch auch „unübersichtlich“, „Kriminalität“, „Umweltverschmutzung“. Das kann – wohlgemerkt – auf jede Großstadt bezogen sein.

Dritter Blick: Das Verhältnis von geliebten zu gehassten Großstadtqualitäten ist 2 zu 8, das heisst: vier Fünftel dessen, was man als generelle Großstadtmerkmale sehen kann, erscheinen als negativ.

Blick vier: Werden die Äusserungen „persönlicher“ und individuell, dann allerdings geht es wirklich um Frankfurt. Direkt auf die Stadt bezogene eigene Erfahrung kehrt das Verhältnis nahezu um: Nur 14 Prozent aller Statements beziehen sich darauf, was man an Frankfurt „ausgesprochen hasst“, die überwiegenden 86 Prozent hingegen gelten dem, was man besonders „liebt“ an Frankfurt. Der Befund ist deshalb bemerkenswert, weil Frankfurt in seiner Bewertung quasi Beurteilungen mitschleppt, die gar nicht Frankfurt selbst betreffen müssen, sondern auf ein traditionelles Großstadt-Negativkonto gehen. Bewertungen freilich, die in einer Gegenwelt aus – tatsächlicher oder vermeintlicher – Ruhe, Übersichtlichkeit, Orientierungssicherheit, Fachwerkromantik, Gemütlichkeit und dem Garten hinterm Haus gründen, in einer heilen Welt ausserhalb der Großstadt, der man nicht traut und viel Böses zutraut.

¹⁸ Heinz Schilling: Auf der Suche nach Region. Ergebnisse und Trends der quantitativen Befragung. In: Heinz Schilling und Beatrice Ploch (Hg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt 1995, S. 71–148

So, wie Frankfurt für jeden noch so absurden Krimi-Plot gut ist, so ist die Stadt eine prima Adresse, um Ängste und Verdächtigungen gegen die Moderne abzuladen, gegen urbane Zumutungen wie jede Menge Heterogenität und Unstetheit, zuviel Freiheit und zuviel Öffentlichkeit.

Ich möchte schließen mit einem kleinen (synthetisierten) Gefühlskatalog von Frankfurt-Skeptikern. Zum Teil emotionale Erbschaften, wie sie heute noch immer das regionale Bindegewebe durchziehen:

- „Frankfurt spielt immer noch Freie Reichsstadt. Es hat sein Umland immer beherrscht und es will nur abzapfen und einverleiben. Nach uns Menschen fragen die nicht.“
- „Frankfurt will mit all den Wolkenkratzern als noch höher hinaus. Und so denken die ja auch, von oben herab.“
- „Frankfurt ist unübersichtlich, verworren, zu heterogen. Ich will [hier in Groß Umstadt] Übersicht und Heimeligkeit statt ständiger Irritation.“
- „Frankfurt ist ständig etwas anderes. Ich will Konstanz, Verlässlichkeit. Ich möchte einem Ort trauen können. Das habe ich hier, wo ich wohne.“
- „Wenn das hier schon alles eins werden soll, wollen wir mitbestimmen, was die Region sein soll und nicht nur Baulandreserve für Frankfurt. Dann wird Frankfurt abgeben müssen.“
- „Frankfurt ist ja gar nicht mehr von hier. Seine Entscheidungen fallen in Toronto und London. Wir wollen *hier* aber bestimmen, was wir sind.“

Hört man solche Stimmen über ein Symbol Frankfurt, wäre der Stadt Frankfurt eine regionale Aussen-Politik anzuraten; Repräsentanten wie Rudi Arndt und Tom Koenigs haben das versucht. Das ist in manchem Umland-Gedächtnis verankert.

Frankfurt insgesamt hat noch kein Gespür dafür, was Region heisst. Für die Menschen des Umlandes indes gehört Frankfurt quasi zur Raum-Ausstattung: als Arbeits-, Einkaufs-, Freizeitort. Es gehört zur individuellen Handlungslandschaft, mit der sie – grosso modo – ganz zufrieden sind – wenn Frankfurt „bei sich“ bleibt und man selbst mit Frankfurt anfangen kann, was man selbst will. Eine gefühlsmäßige Grundströmung der aktuellen Diskussion, wie man sie – wohlgermerkt: ausserhalb der Metropole – wahrnehmen kann, lässt sich auf die Formel bringen: Man möchte Frankfurt haben, aber Frankfurt nicht sein.

Dieses gebrochene *belonging* stellt, denke ich, das bislang unbeachtete oder schlichtweg ignorierte Merkmal der Eigenlogik von FrankfurtRheinMain dar.

Welche Nachbarn braucht eine Stadt, um Region zu werden? Nachbarn, denke ich, die sich respektiert und ernstgenommen fühlen in ihren emotionalen Befindlichkeiten, ihrem Distanzbedürfnissen, ihren Vorstellungen von Geschichte, Relation und Identität. Als Bergen-Enkheim vor gut 30 Jahren in die Metropole eingemeindet wurde, gab es Autoaufkleber mit dem Text „Wir Frankfurter bleiben Bergen-Enkheimer“. Die Aufkleber sind weg, aber der Haltung begegnet man nach wie vor. Sie wollen Kleinstädter bleiben am Rande der Großstadt, ihr eigenes Lokalbewusstsein haben, ihren eigenen Kultur- und Stadtetat, ihren eigenen Stadtschreiber in Bergen und ihr eigenes Hessen-Center unten in Enkheim. Sie wollen Nachbarn sein, von Maintal, Niederdorfelden, Bad Vilbel. Und von Frankfurt auch.

Vortrag auf der Metropolentagung 2009
der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung
in Frankfurt